

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,



Joachim Hempel

sie ist bereits „Tradition“: die nunmehr vierte „Verkäuferausgabe“. In diesem Jahr steht sie unter dem Motto „Kiez – Quartier – Viertel“. Viele Gespräche in ebenso vielen Sitzungen zeigten, dass geradezu ein Grundbedürfnis nach überschaubarer Heimat besteht, wie es einer unserer Verkäufer einmal äußerte. Es gab Vorschläge und Ideen, unterschiedliche Themen wurden aufgegriffen – um dann doch wieder verworfen und durch neue ersetzt zu werden.

Die „Kunstwerkstatt“ in Stuttgart Feuerbach wird ebenso thematisiert wie das Quartier Tübinger Straße, das derzeit sein Gesicht so stark wie seit Jahrzehnten nicht mehr verändert. Aber auch über das Angebot, dass Tiere ein – zumindest vorläufiges – Heim bei sozial schwachen Mitbürgern finden können, kann man sich hier informieren. Ein „offener Brief“ eines unserer Verkäufer zum Thema „Fairness“ und zur „Situation auf den Straßen der Landeshauptstadt“ rundet die Vielzahl der lesenswerten Artikel ab. Entstanden ist bei diesen und allen anderen Betrachtungen und Beiträgen ein Heft, das viel Einsatz und Engagement von unsern Verkäufern, unsern Mitarbeitern gefordert hat. Wir sind sicher, dass es sich für alle Beteiligten gelohnt hat.

Viel Vergnügen bei der Lektüre der Ausgabe wünscht

Ihr

Titelbild:
Christine Gerhardt

Trott-war ist eine Zeitung, die sozial benachteiligten Menschen hilft. Alle Verkäufer waren in sozialen Notlagen. Von den 1,70 Euro Verkaufspreis einer Zeitung behalten sie 85 Cents für sich.

Die nächste Ausgabe mit dem Thema „Energie, Wasser, Luft, Lebensmittel – faire Wochen“ erscheint am 1. September.

Inhalt

- 4 Kreuz & Quer
- 5 Kolumne: Glossenhauer
- 6 Kreuz & Quer
- 7 Verkäuferportrait: Günther Häberlein
- 11 Schwerpunkt:
Kiez – Quartier - Viertel**
- 19 Das Lab-Festival wird 30
- 21 Pflegeverträge für „bedürftige“ Tiere
- 24 Gesundheitskosten – unbezahlbar?
- 25 Skotts Seitenhieb
- 26 Offener Brief zum Thema „Fairness“
- 27 Literatour
- 28 Aufs Auge
- 30 Trott-war dankt / Impressum

09 Kunstwerkstatt Hohewartstraße

Für Thomas Schuler ist es ein „Besuch bei Nachbarn“: in der Kunst-Oase in der Feuerbacher Hohewartstraße. Die beiden Künstler Gerhard Kuhlmann und Silvia Weger geben ihm die Möglichkeit, im Interview die Welt ihrer Kunstwerkstatt zu entdecken



11 Carré, Kiez, Quartier, Viertel – egal

Elngé Klose ist als Trott-war-Verkäuferin tagein, tagaus im Gespräch mit ihren Kunden, ihren Stuttgartern

12 Eine Reise durch die Nachbarschaft

John Stärk hat sich auf eine kleine Entdeckungsreise begeben. Unser Verkäufer schildert die Stadt und die Straße und die nähere Umgebung so, wie er sie sieht und merkt, wenn er aus seiner Haustür tritt – schließlich lebt, wohnt und arbeitet er in dem Bereich, den er beschreibt



15 Porträt eines selbstlosen Lebens

Heidi Honemann stellt in ihrem Porträt unter dem Titel „Jedes Kind ist ein Geschenk“ das faszinierende Leben und Wirken der Elisabeth Stenmans vor, die in ihrem Leben durch Adoption 32 Kinder aus den Slums vor Hunger und Elend rettete



17 Roland und das Amt

Traudl Wagner hat sich des Schicksals von Roland Döhring angenommen, eines Verkäufers, der wohl einen Fehler im Umgang mit Behörden begangen hatte und nun dafür quasi „bestraft“ wird. Formaljuristisch wohl absolut korrekt – aber dennoch traurig für den Betroffenen





Ein Schalk der guten Hoffnung

So, do stand i mol wieder vor em Breininger – wie fascht jeden Tag –, d'Fiaß brennat, Durscht hane, meine Blättla hend au kaum abnomma. Des muss jetzt andersch werda. Meine Kollega schaffet des doch au, jeden Monat 500 Blättla zom verkaufa.

Also schlepp i mi ens Café Wichtig uf em Marktplatz, ond pflätz me en an Liegestuhl nei. Beschrella tu i mer zwoi Kiabel Eiswasser, an Gerosteiner Schampus ond an Aschabecher. Wie i so dalieg, komme ens Nochdenka, ond i sag mir, i, grad i, muss oifach a Marke aus mir macha. Meine Kollega machet des doch au. Dr Oine verkauft halbe Blättla zom halba Preis, der Ander hot an gscheita Dialekt, die Nächsch labert d'Leut voll, ond wiader de Ander sagt gar nix.

Ond i ? I mach dr Grüß-Gott-Auguscht vorm Breininger, des isch elles, bloss koi Marke! Früher, denk i weiter, isch dr Leierkaschtamoh mit seim Leierkaschta ond amma Äffle druffsitza durch Schtuagert zoaga. Dia Leit hen

ihre Zehnerla ens Tagblatt eigwickelt ond der Aff hot se wieder ausgewickelt. Des war a Marke! Heit ischs net anderscht, do lauft oiner en dr Stadt rom mit ma Papagei uf am Schädel, net bloss des, er verschreckt d'Leit au no mit seim Saxopho. Also wenn des koi Marke isch. Dr Jo Bauer schwätzt emmer mit seim Laptop ond hoisst dean en „Fink“, verschreckt domit höchstens a paar Zeitungsleser, aber dia meischte freiet sich. 100 % a Marke! Ond dann no der Christoph Sonntag, der goacht sonntichs em Max Eyth See bada. Alle dia send a Marke, bloss i net. Des muss andersch werda.

Wie i so vor mi no senier, muss i wohl eigshlofa sei. Uf oimol meldet sich laut a Stimm aus meim Innerschta, die i scho lang nemme ghört han. Sie schwätzt me o ond sagt: „Du brauchsch ganz gwieß koin Papagei, koin Aff ond au koin Fink, ond in die Pfütz Max Eyth See brauchsch Du scho gar net gange. Du nemsch oifach mi!“ „Wer bisch denn Du“, frog i. „I ben dei Schalk.“ „Wie, wer Schalk, kennet mir

ons?“ „I war scho emmer bei dir, aber seitdem du koi Gschäft me kett hoscht, bisch von Tag zu Tag oleidiger worda. No han i Angscht kriagt ond han mei Ruig kalta. Erscht seit do bei dene vom Trottwar bisch, wird's mit dir jeden Monat besser. No han i denkt, bevor dir a Marke suachsch, sitz i liaber wieder henter dein Nacka. I sorg scho dafür, dass au du 500 Blättla onder d'Leit bringesch. Was moinsch dazu?“ „Mit dir? Des goat wirklich net, di sieht doch koiner, wie om Gottes Willa sollet die Leit merka, dass i au a Marke ben?“ „Wirsch scho seha, des merkat d'Leit bald, se gugget de o, ond scho hosch a Blättle weg. Probiers oifach mit mir.“

Guat sag i, worom soll mers net probiara. I wach uff, blinzel en die Sonn, die isch grad am Onderganga, nehm meine Fiaß aus dem kochenda Eiswasser ond zahl mei Sach. Mit meim neia Freund gang i Richtung Stroaßaboh. Mol seha wias weitergoht. Des verzehle dann s'nächste Mol.

Schöna Obend no,
Euer Matze

GLOSSENH AUER

Fotos: Joachim Hempel





Die Proben oder – wenn Bretter die Welt bedeuten

Günther Häberlein an seinem Arbeitsplatz beim Verkauf der Straßenzeitung Trott-war ...

Die Proben, die das Leben an Günther Häberlein bislang gestellt hat, scheinen die anspruchsvollsten ihrer Art. Mit 24 Jahren musste der Logikverliebte sein Physikstudium aufgeben. Denn wenn das Geld knapp ist und nichts zum Leben bleibt, hat man wenig Zeit, seine Träume zu leben. Dann muss man sehen wie das Brot auf den Teller kommt. Seit zwei Jahren ist Günther nun bei Trott-war. Und seit November 2010 gibt es einige Proben, die Günther Spaß machen – entgegen aller Erwartungen.

Von Julie Beau

Seit 40 Jahren spielt Günther Schach, und meint dazu: „Schach ist ein gerechtes Spiel und vor allem logisch. Auf 64 Quadraten haben zwei Spieler die Möglichkeit zum Gedanken- und Ideenaustausch.“ Das Spiel der Könige mit den acht mal acht abwechselnd weißen und schwarzen Feldern übt eine starke Faszination auf Günther aus. Die rührt nicht nur vom fairen Miteinander im Spiel und der angewandten Logik her. Das Kalkulierbare, Vorherseh- und Berechenbare gibt Günther einen Halt, sinnbildlich den Boden unter der Füßen, den jeder Mensch braucht. „Im Spiel der Könige sind die Konsequenzen des Handelns unmittelbar abzusehen, weiß man, ob man richtig oder falsch liegt.“

Vor kurzem ist eine zweite Leidenschaft in sein Leben getreten. Seit einem halben Jahr steht Günther bei Trott-war auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Wenn man dabei bedenkt, dass Günther im Privaten die Menschen lieber scheut, so mutet das Faible für die Bühne

etwas surreal an. Aber „beim Theaterspielen ist es irgendwie anders, irgendwie schön“ verrät er mir. „Die Kollegen sind, wenn man sie näher kennen lernt sehr nett, es macht Spaß gemeinsam an einer Sache zu arbeiten, füreinander da zu sein.“

Er mag Theater und liest gerne, aber selbst auf der Bühne zu stehen, konnte er sich eigentlich nie vorstellen. Doch in der darstellenden Kunst, vor allem im Miteinander auf der Bühne, findet Günther etwas, wonach er lange gesucht hat. Etwas, das er lange Zeit nur aus den Büchern Karl Mays und den Science-Fiction-Romanen Theodore Sturgeons oder aus den Erzählungen von Freunden kannte. Vertrauen, Loyalität und Zusammenhalt sind Dinge, die Günther in seinem Leben nur selten erfahren hat.

Eine belastete Jugend

Die Welt, in die Günther hinein geboren wird, besteht zum großen Teil aus Trümmern, den Scherben der Nachkriegszeit. Seine Eltern

Grete und Heinrich Häberlein erlebten den ersten und vor allem den zweiten Weltkrieg hautnah mit. Der Schatten, der nach den Schreckensjahren von 1945 bis 1949 auf Deutschland lastete, wich auch nicht von Günthers Eltern. Grete und Heinrich trugen den bitteren Schmerz der Erlebnisse in ihre Familie und schließlich bis ins Grab. Jeder versuchte dabei, die Erfahrung auf seine eigene Art und Weise zu kompensieren – der Vater mit stetig steigendem Alkoholpegel, die Mutter, in dem sie ihrem Sohn beibrachte, auf sie aufzupassen und sie vor dem im trunkenen Zustand aggressiven Vater zu beschützen. So lernte Günther in seiner Kindheit und durch seine Mutter vor allem eins: angewandten Altruismus. Er gewöhnte sich daran, die eigenen Bedürfnisse und Wünsche als weniger bedeutsam zu erachten und stets um das Wohlergehen anderer besorgt zu sein. Wenn andere Kinder Freizeit hatten, sich mit Freunden trafen und spielten, sorgte Günther für seine Mutter. Lange Zeit danach, erzählt Günther, konnte er sich nicht einmal vorstellen von zu Hause auszu-



Eine Kunst-Oase in Stuttgart-Feuerbach

„Guten Tag, Frau Silvia Weger und Herr Gerhard Kuhlmann, mein Name ist Thomas Schuler. Ich bin Verkäufer und Stadtführer bei der Straßenzeitung Trottwar. Ich wollte gerne mit Ihnen ein Interview machen für unsere Verkäufer-Ausgabe im August mit dem Hauptthema ‚mein Quartier‘. So beginnt das Interview, das Thomas in Feuerbach führte. Aber lesen Sie doch seinen Text weiter.“

In meinem Kiez in Feuerbach gibt es saubere Vorgärten, saubere Hintergärten und saubere Häuser und mittendrin steht ein „anderes“ Haus. Dort in der Hohewartstraße 74 wird der Einheitslook kunstvoll durchbrochen. Silvia Weger und Gerhard Kuhlmann, so finde ich, besitzen das schönste und bunteste Haus Feuerbachs, die Kunstwerkstatt.

Herr Kuhlmann, seit wann stellen Sie diese Skulpturen her?

Aufgewachsen bin ich in Berlin. Aus beruflichen Gründen kam ich nach Stuttgart und seit 1958 wohne in in Feuerbach. In den 80er Jahren habe ich versucht, dem Haus ein anderes Gesicht zu geben, ein offenes Haus zu kreieren.



Die drei Stelen vor dem Haus verkörpern den „verführten Verführer“, den „kriegerischen Machtmenschen“ und den „nach den Sternen greifenden Erfinder“ (von links)

Waren Sie schon immer ein Künstler, der vor allem diese Art von Skulpturen geschaffen hat?

Angefangen hat es mit einem offenen Haus für Menschen, die gerne mit Ton arbeiten oder aber Relief- und Psalmbilder gestalten. Damals

hatten wir zahlreiche Ausstellungen mit unseren Werken in verschiedenen Kirchen. Daraus ist dann der Tonkreis entstanden.

Seit einigen Jahren machen wir es anders fürs Publikum: „Art yourself“, das ist Kunst für Jedermann. Wir feiern dieses Jahr unser 15-jähriges Bestehen. Wir arbeiten künstlerisch zusammen, aber in getrennten Bereichen. Meine Frau töpft, und ich schaffe die schönen Bilder – wie meine Frau meint.

Was wollen Sie mit Ihrer Kunst ausdrücken?

Man drückt das aus, was in einem ist. Kunst mache ich für mich. Mit Kunst kehrt man das Innere nach außen. Man sollte nur das machen, was einem Freude bereitet. Es muss dich bewegen, motivieren – das versuchen wir auch anderen Leuten beizubringen. Denn jeder Mensch kann sich in irgendeiner Form ausdrücken.

Ihr Anwesen ist so wunderschön „anders“. Wollten Sie das von Anfang an oder hat es sich einfach so nach und nach ergeben?

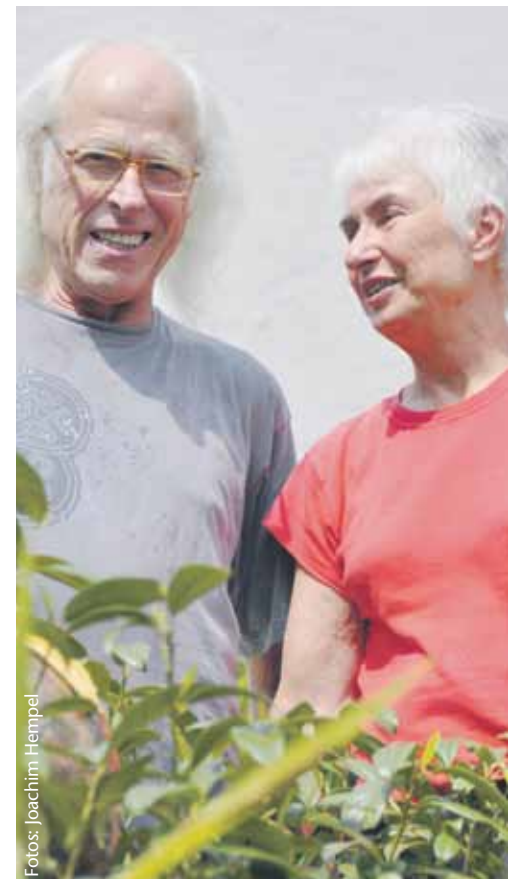
Wir wollten aus unserem eigenen Bedürfnis heraus mit anderen Menschen in Kontakt kommen. Alles was hier vor, am und im Haus ist, das sind wir, wir arbeiten damit. Damit drücken wir uns aus. Es gibt Menschen, die kommen hierher, weil sie sich von der Atmosphäre angezogen fühlen. Es ist eine Art Oase – hier kann man in Ruhe mal etwas anderes tun.

Haben Sie auch andere Materialien ausprobiert, Plastik oder Holz zum Beispiel, oder waren sie von Beginn an am Ton interessiert?

Was ich gerne machen würde: Mit all jenen Materialien arbeiten, die ich nicht wegschmeißen muss. Das ist das eine. Das andere: Unsere Kunst hier bleibt im Kleinen. Wir müssen in die Höhe gehen, denn in die Breite geht es leider nicht. Dort mangelt es bei uns einfach an Platz. Das, was wir machen, muss hier irgendwo seinen Platz finden, angepasst an die Räumlichkeiten. Wir können nichts Großes machen, weil wir es dann wieder zerstören müssten – und das wollen wir nicht.

Beim Reinkommen habe ich eine Kunstwerkstatt entdeckt – ist diese nur für Sie gedacht oder bringen Sie die Kunst auch anderen bei?

Es ist eine offene Gruppe, man soll nur kommen, wenn man Lust hat. Es gilt das Prinzip: Hast Du keine Lust, dann komm´ wieder, wenn Du Lust hast. Der eine kann malen, der andere mit Ton arbeiten. Malen ist eine Möglichkeit, aus sich heraus zu kommen. Man kommt geknickt rein und kommt mit erhobenem Kopf raus. Genauso verhält es sich beim Töpfern, man hat den Ton gleich in der Hand. Denn Ton ist ein menschlicher Stoff, ziehst und zerrst Du ihn, geht er kaputt. Drückst Du ihn aber, fühlt er sich wohl. ▶▶



Fotos: Joachim Hempel
Silvia Weger und Gerhard Kuhlmann vor ihrem Haus in der Stuttgarter Hohewartstraße 74

Stadtspaziergang

Gedanken bei einem

Der Stadtbezirk Stuttgart-Süd wird in etwa begrenzt: im Norden von der Karlshöhe (ein kleiner Höhenpark) und der Reinsburgstrasse, im Süden durch die Bezirksgrenze Stuttgart-Degerloch, im Westen durch den Bihlplatz und die Schreiberstraße, und im Osten durch die Paulinenstraße und den Rotebühlplatz.

Von John Stärk

Zehn Uhr morgens, einigermassen ausgeschlafen verlässt man seine Wohnung in der Tübinger Straße und entscheidet sich, noch mal ein zweites, kurzes Frühstück bei „Sophia und Michael“, einer gemütlichen Eckkneipe an der Straßenkreuzung Tübinger Straße/Fangelsbachstraße zu sich zu nehmen.

„Treff bei Sophie und Michael“, wie das Lokal genau genommen heißt, ist vielleicht schon die erste Besonderheit des Stuttgarter Südens. Es befindet sich in einem Gebäude, an dem die Zeit ihre Spuren hinterlassen hat. Die Inhaber, ein sehr nettes Ehepaar griechischer Herkunft, haben das Lokal schon vor einiger Zeit an einen neuen Besitzer übergeben, schauen aber oft noch herein, da sie direkt über der Gaststube wohnen.

Sie freuen sich immer sehr über langjährige Stammgäste, von denen viele weiterhin das Lokal besuchen und die selbstverständlich immer mal wieder auch „den Deckel machen“ können, wie es umgangssprachlich heißt, falls das Geld zum Bezahlen einmal nicht ganz reicht. Der neue Inhaber bietet seit einiger Zeit, und das ist wohl das Besondere, nach Voranmeldung Kleinkünstlern die Möglichkeit, aufzutreten

– meistens am Wochenende. Dieses Angebot wird von den Gästen bis jetzt aber sehr wenig genutzt.

Marienplatz bis Haus der Generationen Heschl

Weiter geht es in Richtung Marienplatz, geographischer Mittelpunkt und man kann, so finde ich, sagen, auch ein wenig ein kultureller Mittelpunkt des Stuttgarter Südens. In den Marienplatz mündet die Tübinger Straße ein, die gleichzeitig auch dort endet. Außerdem wird er tangiert von der Hauptstätter Straße, die ein Stück weit parallel zur Tübinger Straße verläuft. Der Marienplatz ist Haltestelle zweier Stadtbahnlinien, der Linie 1 und der Linie 14 und wird von den Buslinien 41 und 43 angefahren. Außerdem ist er Start- und Endhaltestelle der Stadtbahnlinie 10, der Zahnradbahn Richtung Stadtbezirk Stuttgart-Degerloch. Viele Anwohner, vor allem die Alteingesessenen, nennen diese Bahn ganz kurz nur „die Zacke“. Er ist somit auch ein kleiner Verkehrsknotenpunkt.

Am und um den Marienplatz spielt sich viel Kulturelles ab. Er wurde vor bald zehn Jahren

völlig neu gestaltet. In seiner Umgebung liegt eine sehr gute Infrastruktur vor. Die Anwohner finden hier ein breites Angebot an Supermärkten, Einzelhandelsgeschäften und Dienstleistern der verschiedensten Art (Ärzte, Rechtsanwälte usw.) vor. An schönen Tagen wimmelt der Marienplatz von Leben. Und hier zeigt sich eine weitere Besonderheit des Stuttgarter Südens: Es ist ein internationaler Stadtbezirk. Deutsche und ausländische Mitbürger aus mindestens 20 verschiedenen Nationen wohnen hier friedlich und harmonisch zusammen und sind oft auch Arbeitskollegen. Dies kann man besonders im Bereich der Gastronomie feststellen, die rund um den Marienplatz und in den Straßen der näheren Umgebung zahlreich vertreten ist.

Hervorzuheben ist hier besonders die Musik- und Kulturkneipe „Arrigato“, eine schon lang etablierte Einrichtung im Stuttgarter Kulturleben. Hier ist am Wochenende und manchmal auch unter der Woche am Abend Programm. Bands, die mittlerweile bundesweit bekannt sind, haben hier schon gastiert, zum Beispiel die Musikgruppe PUR.

Außerdem gibt es noch den „Treff bei Anna“, eine Kneipe, die von einer sehr netten Griechin, die auch ein soziales Herz hat, betrieben wird.

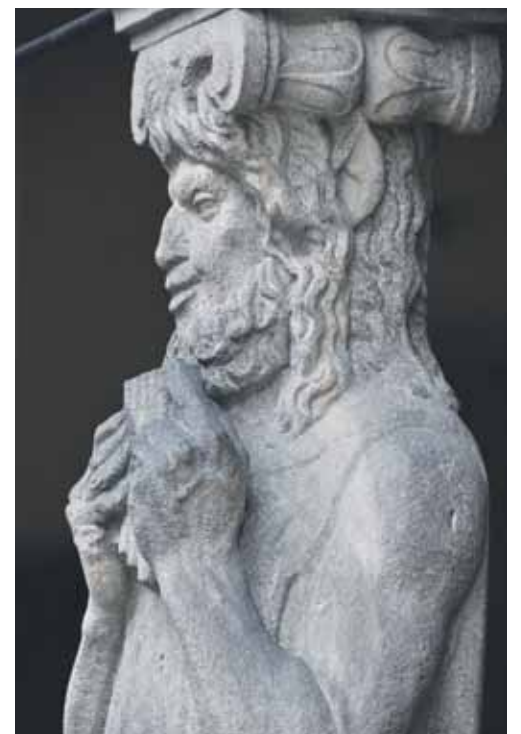
Ein lange Zeit schon leer stehendes Gebäude



Spiegelungen der Marienkirche ...



Lapidarium in der Mörikestraße





Amtsschikanen gegen behinderte Menschen

Eigentlich sollte man davon ausgehen dürfen, dass Ämter und Behörden behinderte Menschen mit der dafür notwendigen Sensibilität und Empathie behandeln. Leider zeigen einige Beispiele aus der reichen Wirtschaftsregion Stuttgart, dass das Gegenteil der Fall ist. Verdeutlichen mag dies ein Beispiel, bei dem die zuständigen Behörden das blinde Ehepaar Nicole und Roland Döhring schikanierte und ihnen übel mitspielte.

Von Edeltraud Wagner

Nicole und ihr Ehemann Roland sind beide von Kind an sehbehindert. Nicole ist ganz erblindet und Roland hat nur noch fünf Prozent Sehfähigkeit. Sie hatten bis zu ihrem 27. Lebensjahr beide nie größere Probleme mit Ämtern und Behörden. Erst als Nicole ihren Mann 2006 kennenlernte, fingen die Probleme für beide an. Nicole wollte mit ihrem Freund in eine gemeinsame Wohnung ziehen und dafür musste sie Hartz IV beantragen. Da begann das Martyrium. Für eine gemeinsame Wohnung brauchten sie vom Arbeitsamt hierfür die Genehmigung. Bevor sie den Mietvertrag unterschreiben konnten, ging das Paar zu seinem Berater beziehungsweise Beraterin beim Job-Center und legte den noch nicht unterschriebenen Mietvertrag vor, um die Zustimmung dafür zu erhalten. Stattdessen wurde ihnen vorgeschlagen, doch ein betreutes Wohnverhältnis einzugehen, obwohl sie ja bereits eine gemeinsame bezahlbare Wohnung gefunden hatten. Vor allem eine, für die keine extra Betreuungsgelder hätte gezahlt werden

müssen. Weil sie ihre eigenen vier Wände wollten, in denen sie ihre Privatsphäre gehabt und ihnen nicht immer jemand gesagt hätte, tu dies oder mache jenes, war dieser Wunsch nachvollziehbar! Jedenfalls verstanden die beiden frisch verliebten jungen Menschen die Welt nicht mehr.

Ein Paragraphen-Parcours

Als Nicole und Roland im Juli 2007 ein verheiratetes Paar waren, gingen die Schwierigkeiten weiter, denn sie wollten in eine größere Wohnung umziehen. Ihre Wohnung, die sie bis dato gehabt hatten, wurde ihnen zu klein. Daher begaben sie sich wieder auf Wohnungssuche. Sie waren dabei auch schnell erfolgreich, hatten Glück und haben eine größere Wohnung auf dem privaten Wohnungsmarkt gefunden, die für die beiden obendrein einigermaßen behindertengerecht war. Da meinte der zuständige Sachbearbeiter vom Job-Center, dass die bisherige Zwei-Zimmer-Wohnung mit 47 Quadratmetern völlig ausreiche. Obwohl einem Ehepaar eine Drei-Zimmer-Wohnung bis zu einer bestimmten

Quadratmeterzahl gesetzlich zusteht. Sie haben dann zwar die Zustimmung bekommen, aber eben wieder mit Schikanen und Hindernissen!

Nun waren drei Jahre ins Land gezogen. Nicole und Roland haben beim Landratsamt Esslingen ein persönliches Budget für Menschen mit Behinderung und pflegebedürftige Menschen beantragt, worauf sie eine schriftliche Absage bekamen. Die Begründung war, dass sie ihr Landesblindengeld dafür einsetzen könnten. Darauf haben die Beiden Widerspruch eingelegt. Nur, der Widerspruch hatte leider keine Wirkung, da sie die Widerspruchsfrist versäumt hatten. Dies passierte unglücklicherweise deshalb, weil der Antwortbrief vom Landratsamt Esslingen über zwei Seiten lang war und es für einen Menschen mit nur noch fünf Prozent Sehkraft natürlich nicht gerade einfach ist, alles zu lesen, zumal der Brief noch nicht mal in Blindenschrift geschrieben war. Also mussten sie erst einen Vorleser suchen. Inzwischen hatten sie die Frist dummerweise versäumt. Aber das dreisteste war, dass ein Beamter vom Landratsamt darauf geäußert haben soll, sie sollten



Wer ist arm und nimmt ein Tier in Pflege?

Die Tierheime in Stuttgart-Botnang und Ludwigsburg sorgen schon lange durch Pflegeverträge für Hunde oder Katzen und andere kleinere Tiere. Sie haben vor allem schwer vermittelbare Tiere an Privatpersonen weiter gegeben. Menschen, die in Armut leben, können von diesem Angebot Gebrauch machen. Damit werden nicht nur die Heime entlastet. Manch alten oder seelisch kranken Menschen wird dadurch geholfen – vor allem, wenn sie unter Einsamkeit leiden.

Von Susanne Berger und Marion Wünn

Wer also Hartz-IV-Empfänger ist bzw. nachweisen kann, dass er in Armut lebt, kann Kontakt zu diesen beiden Tierheimen aufnehmen und sein Interesse anmelden. Die Tierheime vermitteln an sozial schwache, ältere oder kranke Menschen nur Tiere, die es selber auf Grund ihrer Geschichte schwer haben, ein neues Zuhause zu finden, z.B. ältere, kranke oder „verängstigte“ Tiere. Wer hätte nicht eher Verständnis für ein solch bedürftiges Tier als Menschen, die selber in Not waren oder noch sind?

Die Tierheime prüfen im Vorfeld genau, wo und wie ihre Schützlinge bei den potenziellen Tierhaltern untergebracht sind und schauen sich vor der Vermittlung das neue Zuhause genau an. Sie befragen auch den künftigen Tierhalter zu seiner Motivation, solch ein Tier in Pflege zu nehmen.

Eine strenge Prüfung der Motive

Der Pflegevertrag beinhaltet, dass die Kosten für Futter und Tierarzt übernommen werden.

Allerdings haben die Heime auch schlechte Erfahrungen gemacht, wie Ursel Gericke vom Tierheim Ludwigsburg erzählt. Da kommen Menschen mit Mercedes, haben eine teure Wohnung und beteuern, sie seien arm. Deshalb bitten

Ursel Gericke und Marion Wünn, die beiden Leiterinnen der Tierheime um Verständnis, wenn die Interessenten einer strengen Prüfung der Motive unterzogen werden. Dies sei im Interesse der Tiere, die den Pflegeplatz wechseln sollen. Allein für deren medizinische Versorgung müsse das Tierheim wöchentlich 2.000 bis 3.000 Euro aufbringen.

Für Stuttgarter Tierhalter, die schon ein Tier haben und in finanzielle Not gekommen sind, hat das Tierheim Botnang eine Sozialsprechstunde eingerichtet, für die man sich anmelden muss. Sie findet donnerstags von 14 bis 16 Uhr statt.

Gericke aus Ludwigsburg weist darauf hin, dass Pflgetiere eventuell an einen endgültigen Platz weitervermittelt werden können. Das passiert dann, wenn für das Tier ein Zuhause gefunden wurde. Hartz-IV-Empfänger, die auf Arbeitssuche sind, sollten sich zudem überlegen, ob sie ein Tier wirklich halten können, da z.B. ein Hund nicht acht Stunden allein sein kann.

Ideal für sehr sensible, kranke oder sehr alte Tierheimtiere seien Pflegeplätze, bei denen der pflegende Tierfreund sich nicht ans Tier „klammert“, sondern nach dessen Vermittlung ein anderes Tier aufnehmen möchte, so Gericke. Gerade für alte oder kranke Tiere müsse die Versorgung hundertprozentig sein. Deshalb gibt es auch Menschen, denen die Tierheime kein Tier anvertrauen möchten, so deren Leiterinnen. ■

Tiere mögen und ein Tier halten können: Dazwischen liegen oft jene Welten, über die unsere örtlichen Tierheime und Tierschutzvereine klagen

Hier die Adressen der Tierheime:

Tierschutzverein Stuttgart und Umgebung e.V.
Furtwänglerstraße 150
in 70195 Stuttgart-Botnang
Tel. (0711) 656 77 40
www.stuttgarter-tierschutz.de
E-Mail: thl@stuttgart-tierheim.de

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag von 14 bis 16.30 Uhr und jeden ersten Sonntag im Monat von 14 bis 16 Uhr.

Tierheim „Franz von Assisi“
Kugelberg 20
in 71642 Ludwigsburg
Tel. (07141) 25 04 10
www.tierheim-lb.de
E-mail: info@tierheim-lb.de

Öffnungszeiten: täglich von 13.30 bis 16.30 Uhr außer donnerstags und an Sonn- und Feiertagen.



Foto: © Franz Pfluegl - Fotolia.com

Die Arzneimittelpreise wie die Kosten im Gesundheitswesen explodieren geradezu

Gesundheitskosten – unbezahlbar?

Die Gesundheitsminister in unserer Regierung kommen und gehen, aber die Kosten des Gesundheitswesens explodieren, während die Debatten im Gesundheitsbereich wie gewohnt weiter gehen. Wir müssen dringend Wege finden, um den Kostenanstieg zu stoppen. Es gibt immer wieder neuen Ideen und Vorschläge zur Abhilfe des Dilemmas, denn auf Dauer ist die „Vollkasko mentalität“ nicht mehr finanzierbar.

Von Wolfgang Winkler

Diese und ähnliche Aussagen prägen schon seit langer Zeit die gesundheitspolitische Debatte in der Bundesrepublik. Es ist nicht gleich erkennbar, dass diese Aussagen eher zweckdienliche Informationen sind. Das hat System, dient es doch bestimmten Lobbygruppen dazu, ihre jeweiligen eigennützigen Interessen als allgemeine Interessen darzustellen und politisch weitgehend durchzusetzen. Aber ist das, was uns ständig erklärt wird, die Unwahrheit?

Will man eine realistische Diskussion über das solidarische Gesundheitssystem führen, ist es nötig, die Wahrheit zu ergründen. Dabei ist erkennbar, dass uns die eben nur zur Hälfte erklärt wird. Schwierige Sachverhalte werden oft unvollständig und vereinfacht dargestellt und so als real empfunden. So entwickeln sich Irrtümer, die verständlich klingen und nur deshalb ihre Wirkung haben, weil sie durch Alltagserfahrungen bestätigt werden.

Ausgaben für Gesundheit gehören geprüft

Dies zeigt sich am Schlagwort „Kostenexplosion“. Der Kostenanstieg ist für die Versicherten ständig real zu verspüren. Die Beiträge zur Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) und die Zuzahlungen für Leistungen steigen seit Jahrzehnten extrem an. Dennoch decken die Einnahmen gerade noch die Ausgaben, oft aber auch die nicht mehr. Werden die Ausgaben für die GKV jedoch an der Wirtschaftsleistung, also am Bruttoinlandsprodukt (BIP), gemessen, gibt es gar keine „Kostenexplosion“. Über Jahrzehnte bewegt sich dieser Wert etwa auf demselben Niveau: Im Jahr 1992 lagen die Gesundheitskosten bei 6 Prozent, 2000 bei 6,01 Prozent und 2007 bei 5,98 Prozent des BIP, und 2008 stiegen sie wieder auf 6,1 Prozent des BIP an. In dem genannten Zeitraum liegen diese Werte zwischen 5,98 und 6,1 Prozent des BIP. Zählt man die privaten und sonstigen Ausgaben für Gesundheit hinzu, bewegen sich die Gesamtausgaben für Gesundheitsdienstleistungen hier zwischen 10 und 11,1 Prozent des BIP. Eine Kostenexplosion sieht anders aus.

Woher aber rühren die notwendigen Beitragserhöhungen, an denen die Versicherten schmerzlich leiden? Bei genauer Betrachtung der Einnahmeseite zeigt sich, dass eine Finanzierung aus den Lohnsummen immer schwieriger wird. Politisch gewollte neue Beschäftigungsformen und ein stetes Sinken der Lohnquote verursachen massive Einnahmeprobleme bei der GKV. Die Anzahl der Beschäftigungsverhältnisse, die durch Scheinselbständigkeit und Minijobs nicht der Sozialver-